



Heimatblätter aus dem Zabergäu

Zeitschrift des Zabergäuvereins

Heft 2, Jahrgang 1986

Herausgeber
Zabergäuverein, Sitz Güglingen

*Die Hauptversammlung des Zabergäuvvereins
findet am 12. Oktober 1986 in Cleebronn statt.*

Erinnerungen an Neipperg

von Theodor Bolay

Im Spätsommer des Jahres 1928 war im Staatsanzeiger eine Lehrstelle an der evangelischen Volksschule in Neipperg, Oberamt Brackenheim, mit Dienstwohnung ausgeschrieben, und da ich mich gerade um eine ständige Lehrstelle bewerben wollte, machte ich mich an einem schönen Septembersonntagmorgen mit meiner Frau auf, um in Neipperg die Stelle einmal anzusehen. Es war ein richtiger Altweibersommertag, als wir die Straße von Brackenheim nach Neipperg hinauswanderten. Die Obstbäume waren voll köstlicher Früchte, und in den Weinbergen färbten sich die Trauben. In der Ferne grüßte versteckt zwischen Rebenhügeln das kleine Haberschlacht, und von stolzer Höhe schimmerten die Zinnen der ehemaligen Ordensburg Stockheim. Von Neipperg selbst war nichts zu sehen. An einer Straßengabel wies ein alter Wegweiser nach Neipperg, und eine steile Steige führte zur Höhe. Während des Anstiegs schweiften unsere Blicke über die Gefilde des kleinen aber gesegneten Zabergäus, und die Mauer des Stromberges, an dessen Ostende die alte Wallfahrtskirche auf dem Michelsberg über dem herbstlichen Lande zu sehen war, begrenzte die Sicht gegen Süden. Es war wirklich ein köstlicher Anblick, und nicht umsonst trägt diese mit überaus mildem Klima ausgestattete Landschaft den Namen „Klein-Italien“.

Auf der Höhe angekommen, lag vor uns der Hügelzug des Heuchelberges, die Türme der Burg Neipperg standen als Hüter über der Landschaft, und zu Füßen des Burgberges lag zwischen Obstgärten versteckt das kleine Dörfchen Neipperg, dessen Glocken gerade die sonntäglich gekleideten Weingärtner zur Kirche einluden.

Als wir auf der Dorfstraße so dahinwanderten — kein Mensch war zu sehen, nur einige Kinder spielten vor den Häusern —, gelangten wir in die Mitte des Dorfes und erkannten alsbald das Schul- und Rathaus, beide unter einem gemeinsamen Dach. Während wir das Haus ringsum betrachteten, öffnete sich im Nachbarhaus ein Fenster, und ein Weingärtner grüßte freundlich und höflich und fragte nach unseren Wünschen. Er hatte gleich vermutet, daß wir uns die Lehrstelle betrachten wollten, und gab uns bereitwillig die nötige Auskunft. Und während wir uns noch gemütlich unterhielten, kam unter der Rathhaustüre ein Mäuschen heraus, schaute sich vorsichtig um, und als keine Gefahr drohte, hüpfte es von Stufe zu Stufe die ausgetretene Schul- und Rathausstaffel herunter, überquerte die Straße und huschte zwischen den Zaunlatten hindurch in den benachbarten Garten. Keine Katze, kein Hund war zu sehen, die die Verfolgung der Maus aufgenommen hätten. Sonntagsfrieden im wahrsten Sinne des Wortes! Und da mir die allgemeinen und schulischen Verhältnisse des Dorfes gefielen, dachte ich mir, daß in diesem Dörfchen, wo selbst die Mäuse Sonntagsfrieden haben, bestimmt gut zu leben wäre. Ich bewarb mich um die ausgeschriebene Stelle und bekam sie auch, so daß ich bereits am 1. November 1928 auf meiner neuen Stelle aufziehen konnte.

Das Schulhaus war mit grünbelaubten Zweigen geschmückt, mit einem Auto waren wir am Bahnhof Brackenheim abgeholt worden, und am Abend des ersten Tages waren wir auch noch zu einem gemütlichen Glas Wein in das Gasthaus zur Traube eingeladen worden, wo auch die Gesangsabteilung des Turnvereins zugegen war. Als wir dann gegen Mitternacht nach Hause gingen, der Mond zwischen den Türmen der alten Ritterburg herunterblinzelte und die Käuzchen und Waldohreulen im Schloßwald sich vernehmen ließen, hörte ich gerade noch, wie einige junge Burschen zueinander sagten: „Der alt Graf schreit au wieder!“

Gleich in den ersten Tagen meiner Tätigkeit mußte ich erkennen, daß ich es nun mit einem ganz anderen Menschenschlag zu tun hatte als zuvor in Neckarweihingen. Neckarweihingen, ein großes Dorf im Oberamt Ludwigsburg, war hälftig Bauerndorf, zur anderen Hälfte jedoch Arbeiterwohngemeinde, und Hunderte fuhren täglich ins Geschäft in die umliegenden Industriegebiete, um ihrem Broterwerb nachzugehen. Dazu tat der Fluß noch das Seine, so daß einerseits die Nähe der Großstadt, andererseits der Neckar den

Charakter der Neckarweihinger Bevölkerung beeinflussten. In Neipperg aber hatte ich eine Weinbau treibende Bevölkerung vor mir, und die wenigen, die auswärts Arbeit fanden, bildeten die Ausnahme. Auch lag das Dörflein fernab der Großstadt Heilbronn, und die benachbarte Amtsstadt Brackenheim hatte sich den Charakter einer Ackerstadt voll und ganz gewahrt. Als ich gleich in den ersten Tagen meines Neipperger Aufenthalts einmal in den Nachbarort Dürrenzimmern kam und mich mit einer ehemaligen Schülerin meines Vaters aus Botenheim unterhielt, meinte dieselbe, es würde in Neipperg eben „gräfel“!

So lagen also die Dinge in Neipperg, das ich mir zum längeren Wirkungsort erwählt hatte, und es dauerte eine geraume Zeit, bis ich mich im Schulbetrieb einer einklassigen Volksschule eingelebt hatte.

Bald erkannte ich, daß drei Kräfte zusammenwirkten, um dem Dorfbewohner sein eigenes Gepräge zu geben: Die Landschaft, in der der Mensch sein Heimwesen aufgeschlagen hat, die Geschichte, die sein Geschehen im Laufe der Jahrhunderte wesentlich beeinflusst hat, und die Wirtschaftsform, die er sich zu seinem Nahrungserwerb und seinem persönlichen Auskommen gestaltet hat. Hinzu kommen dann noch die gesellschaftlichen Formen des Zusammenlebens im Jahreslauf und die Folgerungen aus seiner religiösen Einstellung.

Nur kurz sei auf die landschaftliche Lage Neippergs eingegangen: Eingebettet in die Keuperlandschaft des Heuchelberges liegt das Dörfchen Neipperg. Die Talaue ist sehr schmal, das Feld ist hügelig, und an den Hängen wächst der Weinstock. Die Hochfläche, die Schilfsandsteinformation, ist bewaldet, dort, wo der Wald bereits gerodet ist, sind Felder mit sandigen Böden, auf denen Roggen und Kartoffeln gedeihen. Neben dem Weinbau ist der Obstbau in gutem Stand, und mit Ausnahme der Ostseite, wo sich ein Tal nach Nordheim und ein anderes nach Dürrenzimmern hinunterzieht, ist der Ort durch Hügelketten abgeschlossen von den benachbarten Siedlungen. Brackenheim, die ehemalige Oberamtsstadt, ist rund 4 km, die Bahnstation Schwaigern etwa 5 km und die Bahnstation Nordheim ungefähr 9 km entfernt. Heute gehört Neipperg zum Landkreis Heilbronn und ist durch eine Omnibuslinie mit Brackenheim und Heilbronn verbunden.

Wie gestaltete sich nun das Leben in Neipperg? Beginnen wir mit der Weihnachtszeit, wie wir sie in diesem ersten Jahr 1928 erlebt haben.

Das Weihnachtsbackwerk, das im Backhaus gebacken wurde, war wie überall, aber fehlen durfte die große Brezel auf keinen Fall, die als Patengeschenk sowohl an Weihnachten als auch an Neujahr verwendet wurde. Die „Blättlesbuben“ erhielten fast in jedem Hause eine solche bis 40 cm im Durchmesser große Brezel und hingen diese alsdann an einem Garbenstrickchen über die Achsel, so daß es immer ein lustiger Anblick war, einen solchen Buben manchmal mit 20 oder mehr Brezeln durch die Dorfstraßen wandern zu sehen.

Am Heiligen Abend war zunächst Gottesdienst in der Kirche, eine Art Christmette. Ein schöner Christbaum war mit Goldsternen und Lichtern geschmückt, darunter eine Weihnachtskrippe, die von Pfarrer Bunz angefertigt worden war. In anschaulicher Weise erzählte der Pfarrer die Weihnachtsgeschichte, und nach dem Gesang „O du fröhliche“ verließen die Kinder eilends die Kirche, um nach Hause zu kommen, ehe der Pelzmärte umging. Er kam in Begleitung des Christkinds aus dem „Baderloch“ ins Dorf und hatte gerade in dieser Nacht viel zu tun.

Der Pelzmärte selber war ein unwirscher Geselle mit rußgeschwärztem Gesicht, gekleidet in altes Zeug! Um den Bart trug er einen Strohwisch, um den Leib hatte er ein Strohseil, einen Rollriemen oder eine rasselnde Kette geschlungen, und in der Hand hielt er den Sack und die Rute. Zunächst schüchterte er die Kinder ein, und ich höre noch heute, wie das Büblein in der Nachbarschaft geschrien hatte, als der Pelzmärte in seiner Stube Einkehr hielt! Das Christkindlein besänftigte dann die Kinder und forderte sie auf,

ein Sprüchlein herunterzusagen. Ein bekannter Kinderreim war: „Christkindle komm, schlag me recht rom!“ Inniger war jedoch folgender Reim:

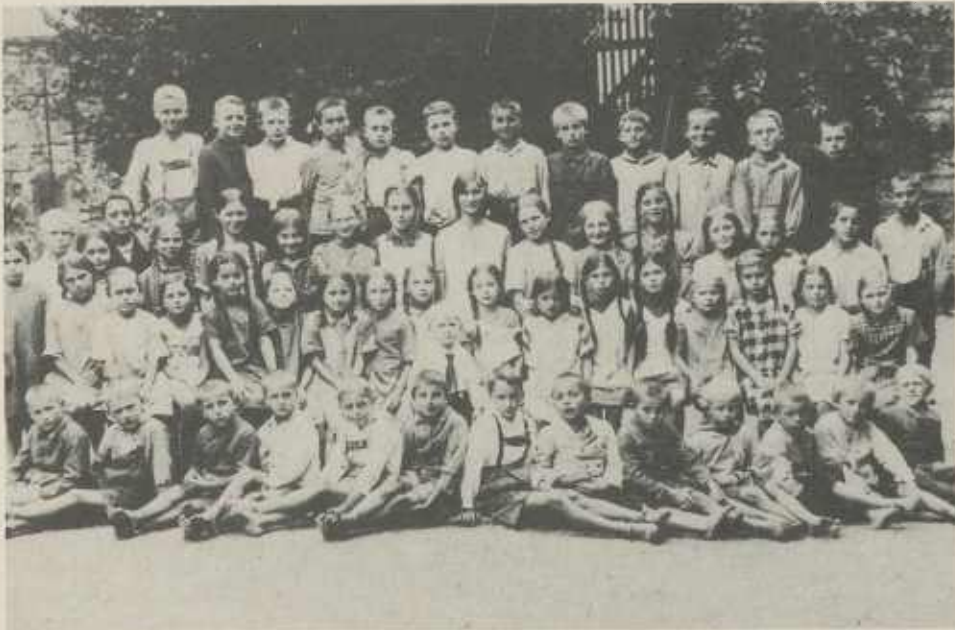
„Christkindle komm in unser Haus,
leer dei goldigs Säckle aus,
stell de Christboom uf de Disch,
daß mer woiß, daß Christtag isch!“

Meist wurde dann am Heiligen Abend beschert, vereinzelt auch am Morgen des Christfestes. Der Christbaum, der in jedem Hause zu finden war, war mit Glaskugeln, Papiersternen, neuerdings auch mit Strohsternen geschmückt. Von der alten Neipperger Form, den Baum mit eingefädeltm Strohhäcksel zu schmücken, war zu meiner Zeit keine Spur mehr zu erkennen.

Bereits im 18. Jahrhundert war es üblich, daß die Schulknaben an den Feiertagen und am Christfest in der Kirche im Gottesdienst sangen, wofür ihnen 18 Kreuzer ausbezahlt wurden. Auch Heu wurde in der Heiligen Nacht unbeschrien ins Freie gelegt, dasselbe dann am anderen Tage verfüttert, im festen Glauben, daß das Vieh im kommenden Jahr nicht „auflaufen“ würde. Üblich war auch das sogenannte „Stephesreiten“, soweit natürlich Pferde gehalten wurden. Vom Pfeffertag, an dem früher in Neipperg hauptsächlich die Frauen „gepfeffert“ wurden, war zu meiner Zeit keine Spur mehr vorhanden.

In der Silvesternacht war Gottesdienst. Nach dem Gottesdienst hielten sich die jungen Leute in der Dorfwirtschaft auf, gab es doch an diesem Abend nicht nur Wein, sondern gar Glühwein! Schlug die Mitternachtsstunde, rannten sie durch die Dorfstraßen mit dem Ruf „Prost Neujohr! Prost Neujohr!“, während die Glocken den Anfang des neuen Jahres kündeten. Üblich war es auch, daß in der Neujahrsnacht geschossen wurde.

Allgemein üblich war das Neujahrswünschen! Die Kinder gingen zu den Eltern, den Großeltern, Verwandten und Taufpaten und wünschten ihnen, manchmal in gereimter Form, ein gutes neues Jahr. Einige solcher Glückwünsche lauteten: „Ich wünsch Euch ein



Die Neipperger Einklassenschule im Schuljahr 1932/33

Vorlage: Theodor Bolay

gutes neues Jahr, einen gesunden Leib, den heiligen Geist und den ewigen Frieden“ oder: „Ich wünsch zum neuen Jahr viel Glück und Segen immerdar, Gesundheit und ein langes Leben, das möge Euch der Herr Jesu geben.“ In manchen Reimen und Wünschen kam aber auch der Humor zur Geltung, wie beispielsweise in den folgenden: „Prost Neujohr, e Schüssel voll Hoor, e Schüssel voll Schnitz, guete Morge, Herr Fritz!“ oder: „I wünsch euch e guts neus Johr ond e Brezel so groß wie e Scheuretor!“ Besonders gefährlich aber war der folgende Spruch: „I wünsch Euch e guts neus Johr, wann dr mr nex gewet, pack i Euch am Hoor!“

Am Tage nach Neujahr gingen früher die Neipperger Kinder ins Schloß, um den Gutsleuten (Verwaltern) ein Neujahr zu wünschen, wofür sie dann ein Stück Weiß- oder Schwarzbrot erhielten.

Das Neujahr 1929 hatte mit milder Witterung seinen Einzug gehalten, und ich hoffte, daß im Unterland uns kein schlimmer Winter erwartete! Aber weit gefehlt, denn in der Nacht vom 10. auf den 11. Januar 1929 fing es an zu schneien, und es schneite ununterbrochen 3 Tage und 3 Nächte lang. Der Schnee lag auf den Fluren und in den Dorfstraßen höher als 30 cm. Die Straßen nach Brackenheim und Schwaigern waren durch Schneewehen bis zu einem Meter unwegsam geworden und mußten durch Bewohner des Dorfes geräumt werden, zur Freude der Schulkinder, die einen Spaß daran fanden, in den hohen Schneewehen sich verstecken zu können oder nur noch den Kopf herauszustrecken. Auch die Schneeräumer hatten Humor, und mancher Schneeball diente der Abwechslung im eintönigen Schneeschippen.

Als das Schneien aufgehört hatte, kam die Kälte, kam der Frost! Von Tag zu Tag wurde es grimmiger, und schon nach wenigen Tagen war der Schul- und Rathausbrunnen zugefroren, so daß er aufgetaut werden mußte. Gemeindepfleger Johannes Alt und Amtsdienner Alt brachten Strohbüschel, umwanden den Brunnenstock und zündeten das Stroh an, so daß der Brunnen wieder auftaute und aus ihm Wasser geschöpft werden konnte. Aber noch einmal mußte diese Handlung vorgenommen werden, denn es wurde immer kälter! Ende Januar waren minus 30 Grad Celsius zu verzeichnen. Kein Wunder, wenn mir die Kartoffeln in meinem Keller, dessen Fenster undicht waren, erfroren und der Most im Fäßchen nicht mehr flüssig sein wollte. Als im Frühjahr Küfermeister Christian Lang das Fäßchen putzen wollte und es öffnete, zog er noch einen faustgroßen Klumpen gefrorenen Most heraus.

Inzwischen war es Lichtmeß geworden. Dies war ja früher der Wandertag des Gesindes, der Knechte und Mägde. Davon aber war 1929 nichts mehr gebräuchlich, nur die alten Leute konnten sich noch an diesen Volksbrauch erinnern.

Eine humorvolle Begebenheit soll hier noch erwähnt werden. Die Sonne schien strahlend vom tiefblauen Himmel herunter, aber bei mehr als 20 Grad Kälte brachte sie die Schneeschmelze noch nicht zuwege. Im Nachbarhaus hatte gerade der Schornsteinfeger seine Mittagspause gehalten, und als er nach dem Essen das Gasthaus „Rose“ verließ, kam gerade der Maler des Dorfes die Straße herunter. Als dieser den Schornsteinfeger erblickte, warf er ihm einen Schneeball an den Kopf und ließ einen weiteren nachfolgen. Doch der Schornsteinfeger ließ sich nicht lange für einen Narren halten, sondern ging auf den Maler in seinem weißen Gewand zu und seifte ihn mit seinen rußigen Händen und seinem Besen tüchtig ein, so daß aus dem weißen Maler ein schwarzer geworden war. Nach etwa 5 Minuten endete dieser Zweikampf, und beide schüttelten sich gemächlich und friedlich die Hände, und die umstehenden Dorfbewohner, alte und junge, hatten an einem unerwarteten Vergnügen teilgenommen.

Doch auch der Winter nahm sein Ende. Um den 5. März setzte Tauwetter ein, und innerhalb 3 Tagen war die ganze Winterherrlichkeit verschwunden. Schon nach wenigen Tagen grünte und sproßte es ringsum, und mit dem 21. März konnte der Frühling seinen Einzug halten. Die ersten Veilchen und Gänseblümchen ließen sich blicken, und auf der

Brackenheimer Steige, auf der im Februar meine Schüler noch wacker Schlitten gefahren waren, da nahezu jeglicher Verkehr wegen des hohen Schnees stillgelegen war, hatten die Weingärtner ihre Stellung in den Weinbergen bezogen und begannen mit dem Schnitt der Reben.

Eines hatte der strenge Winter in Neipperg zuwege gebracht, denn im Gemeinderat wurde im Frühjahr 1929 der Bau einer Wasserleitung erwogen. Wie mir Bürgermeister Schöll damals erzählte, hatte ein erst bei der letzten Wahl neugewählter junger Gemeinderat diesen Gedanken geäußert, und auf Grund der Erfahrungen im Winter hatten die Gemeinderäte sich nach kurzer Aussprache entschlossen, die Einrichtung einer Wasserleitung in die Wege zu leiten.

Aber wo sollte das Wasser hergeholt werden? Der Gemeinderat ließ den bekannten Wünschelrutengänger Oberlehrer Stettner aus Heilbronn kommen, und ein Gemeinderat und ich durchforsteten mit dem Rutengänger die Markung, um nach einer ergiebigen Quelle zu suchen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen im „Wassergarten“ und an anderen Stellen rings um das Dorf bemerkte Stettner am Nordostende des Dorfes neben der Straße eine Geländevertiefung, die ihn veranlaßte, seine Wünschelrute auf diese Stelle auszurichten, und wirklich, sie schlug kräftig aus. Nach geraumer Zeit der Beobachtung empfahl er, an dieser Stelle den Brunnenschacht für die Wasserleitung anzulegen, denn in etwa 10 m Tiefe sei eine starke Quelle, die erhebliche Sekundenliter liefere und wohl für den Wasserhaushalt des Dorfes genügen würde.

Gestützt auf diese Untersuchung beauftragte der Gemeinderat den Bürgermeister, die Vorarbeiten für die neue Wasserleitung in Angriff zu nehmen und das Vorhaben von den zuständigen Stellen genehmigen zu lassen. Danach wurden die Arbeiten vergeben, und eine Ludwigsburger Firma wurde mit der Durchführung beauftragt.

Da das Wetter in diesem Frühjahr und Sommer günstig war, konnten die Arbeiten wie vorgesehen ausgeführt werden. Der Quellschacht und die Pumpstation wurden in Angriff genommen, der Hochbehälter auf dem Burgberg erstellt, denn auch die Burg Neipperg sollte Wasseranschluß bekommen. Die Arbeiten an der Verlegung der Rohrleitungen und an den notwendigen Hausanschlüssen gingen zügig voran, so daß sie abgeschlossen werden konnten, als der Herbst vor der Tür stand.

Nach Fertigstellung der Arbeiten trafen sich an einem späten Nachmittag 1931 die Schultheißen von Neipperg und den Nachbargemeinden im Gasthaus zur Traube, um das vollendete Werk gemeinsam miteinander zu feiern. Doch es kam anders als vorgesehen, denn „mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten“. Während die Herren stillvergnügt bei ihrem Viertele saßen, hallte der Ruf durch die Straßen: „Es brennt!“ Und was sich danach zutrug, daß die Wasserleitung ihre Feuerprobe bestehen sollte, das habe ich anderntags in folgendem Bericht festgehalten:

Viele Jahre hatte es gedauert, bis das hinter Keuperhügeln versteckte Weingärtnerdorf eine Wasserleitung bekam; und als dieselbe geplant, gebaut und der Benutzung übergeben werden konnte, war der Schulze nicht wenig stolz auf diese neue Einrichtung in seiner Gemeinde. Vorsichtig war er in dieser Sache zu Werk gegangen, hatten doch viele Dorfbewohner eigene Brunnen, und manche Neuigkeit ließ sich beim Wasserholen ausmachen und besprechen, was nun nicht mehr in solch harmloser Weise möglich war. Aber er kannte seine Bauern und Weingärtner und wußte ihnen den Wert der Wasserleitung so drastisch vor Augen zu führen, daß kein einziger mehr auf die neue Einrichtung verzichten wollte. So kam es, daß die Dorfbewohner samt und sonders die Wasserleitung einrichten ließen und darangingen, die nun nicht mehr notwendigen Pumpbrunnen zuzudecken oder gar zuzuschütten. Nur einige ganz Vorsichtige ließen die Brunnen in ihren Höfen bestehen mit der Begründung, das Wasser sei weicher, und gerade die Frauen wußten den Wert des Brunnenwassers für das Kochen und Waschen nicht genug zu preisen. Mit der Zeit verrosteten aber auch diese Brunnen, denn es stellte

sich heraus, daß es besonders in den arbeitsreichen Tagen der Ernte vorteilhafter und zeitsparender war, den Wasserhahn in der Küche und im Stall aufzudrehen, als treppauf, treppab die schweren Eimer zu schleppen. So gerieten die alten Brunnen mehr und mehr in Vergessenheit, und die Wasserleitung hatte sich durchgesetzt.

Auch die Feuerwehr hatte im Zusammenhang mit der Einrichtung der Wasserleitung ihren Gerätebestand einer durchgreifenden Erneuerung unterzogen. Die alte Feuerspritze, bewährt in guten und bösen Tagen, konnte in den wohlverdienten Ruhestand treten. Hydranten waren im ganzen Dorf in den Dorfstraßen eingebaut, und der Wasserdruck genügte, um bei Feuersnot die Schläuche zu füllen und das Wasser in die Flammen zu schleudern. Saubere Schlauchwagen mit Standrohren, Schlüssel, Schlauchrollen und Mundstücken wurden von der Gemeindeverwaltung angeschafft, und es war eine Freude zu sehen, mit welchem Eifer die tapferen Männer der Feuerwehr sich mit den neuen Geräten vertraut machten. Doch zum guten Glück hatte es im Dorf schon länger nicht mehr gebrannt. Jeder Dorfbewohner war vorsichtig im Umgang mit dem Feuer, denn der alte Nachtwächterspruch „Bewahrt das Feuer und das Licht“ hatte sich tief in das Gedächtnis der Dörfler eingegraben.

Einmal, es war an einem Abend im November, da gerieten die Weingärtner in jähen Schrecken. Beim letzten Hause des Dorfes war im Heustock einer Scheune ein Brand ausgebrochen. Innerhalb weniger Minuten schlugen die Flammen zu den Dachluken hinaus und züngelten prasselnd und hell lodernd gegen den nächtlichen Himmel. Mit Windeseile sprang die Kunde vom Feuer durchs Dorf. Die Leute eilten aus den Häusern, Nachbarn sprangen ins Wohnhaus, das an die Scheune angebaut war, um die Kinder zu retten, da nicht vorauszusehen war, welchen Verlauf das Schadenfeuer nahm. Die kinderreichste Familie des Dorfes war von diesem Unglück betroffen worden, und allseitige Hilfe tat not, um das Nötigste zu bergen. Alle Frucht lag schon ausgedroschen auf der Bühne, und erst am Vormittag war Schlachtfest gewesen. Bei Verwandten und Nachbarn fanden die Kinder ein Unterkommen, und die Dorfgemeinschaft zeigte sich auf die rührigste Weise.

Inzwischen war auch die Feuerwehr herbeigeeilt, denn es galt, wenn irgend möglich, das Wohnhaus vor der Zerstörung zu bewahren. Die Bürgermeister, die gerade in der „Traube“ versammelt waren, hatten sich auf dem Brandplatz eingefunden, und auch der Ortsbürgermeister Schöll war zugegen. Trotz der großen Gefahr, in der das ganze Dorf schwebte, lag Zuversicht auf allen Gesichtern, wußte man doch, daß nun die Wasserleitung sich bewähren wird. Wassernot kannte man überhaupt nicht mehr, da die Quellen jahraus, jahrein überreich den Quellschacht speisten. Im Nu waren die Deckel der Hydranten gehoben und beiseite gelegt, die Standrohre eingesetzt und die Schläuche angeschraubt. Ein Signal, eine Drehung und stolze Wasserstrahlen prasselten ins Feuer. Doch was war das auf einmal? Wo blieben die stolzen Strahlen, die eben noch so hoch durch die Luft ihre Wasser schleuderten? Sie waren plötzlich verschwunden, und alle Mühe war vergebens, neue Wassermassen in die Gluten zu werfen.

Was war geschehen? Nun, nichts weiter, als daß der Pumpenwärter infolge des jahreszeitlich bedingten geringen Wasserverbrauchs nicht mehr täglich den Hochbehälter füllte. Ausgerechnet an diesem Abend mußte ihm das passieren, wo er doch immer so gewissenhaft sein Amt ausführte. Ausgerechnet diesmal ging das Wasser im Hochbehälter zur Neige. Aber nur keine Angst, die Pumpe selbst ist ja in Ordnung! Ein Druck auf den elektrischen Knopf genügte, und sie begann ihre Tätigkeit und hob unter gleichmäßigem Stampfen die Wassermassen aus dem Quellschacht in den Hochbehälter.

Allein es war zuwenig in diesen Minuten. Vier Rohre sollten Wasser in Hülle und Fülle haben, um dem Feuer Einhalt zu gebieten. Umsonst schien alles Bemühen. Da griffen die Umstehenden zu. Die Pumpbrunnen an den Dunglegen traten in Tätigkeit, aus dem Dorfbach wurde Wasser geschöpft und die alte Spritze feierte noch einmal ihre Triumphe. Noch war nicht entschieden, ob es gelang, das Feuer auf seinen Herd zu beschränken, da hörte man das Signal der Motorspritze aus dem benachbarten Amtsstädtchen.

In höchster Not hatte der Pumpenwärter die Gefährlichkeit der Lage erkannt, die Motorspritze fermündlich herbeigerufen, und nun war sie eingetroffen, um rasche Hilfe zu bringen. Ein gewaltiger Saugschlauch wurde in den übervollen Quellschacht des Pumpwerks eingelassen, und nach wenigen Minuten ergossen sich zahlreiche Wasserstrahlen in den Brandherd. Es gelang, dem Feuer energisch auf den Leib zu rücken und seinem Wüten Einhalt zu gebieten. Schon nach kurzer Zeit war ein weiteres Umsichgreifen des Feuers nicht mehr möglich, und auch die Flammen erloschen mehr und mehr. Die Scheune war wohl nahezu ausgebrannt, aber es war wenigstens gelungen, das Wohnhaus zu retten.

Langsam verliefen sich die Leute und erholten sich von ihrem Schrecken, nur eine Feuerwache blieb auf der Brandstelle zurück.

In einer späteren Sitzung des Gemeinderates sollte die Angelegenheit zur Sprache kommen und der Pumpenwärter gehörig ins Kreuzfeuer genommen werden. Allein, als es dann soweit war, zeigte niemand mehr Lust, die Sache noch einmal aufzurühren, nachdem sie so gnädig verlaufen war.

Seit dieser Zeit gab es im ganzen Dorfe keinen gewissenhafteren Menschen als den Pumpenwärter. Zweimal am Tage schaute er nun auf den Wasserstandsmesser und schaltete die Pumpe ein, um immer, wenn nötig, für den Einsatz bereit zu sein.

Was wäre Neipperg ohne seinen Weinbau, zählen doch die Neipperger Weine zu den Spitzenweinen im „Ländle“.

Deshalb ist es auch verständlich, daß der Weinlese in einer Weinbaugemeinde größte Bedeutung zukommt. Beginnen sich die Trauben zu färben, was in guten Jahren Ende August der Fall ist, dann beginnen die Augen der Weingärtner zu leuchten und zu glänzen. Ein stilles Gefühl der Vorfriede macht sich bemerkbar, und gerne gehen sie jetzt an den Sonntagen hinaus, um die Trauben zu sehen. Jetzt ist die Arbeit im Weinberg nahezu beendet, und was der August gekocht, kann nun der September braten, denn nicht umsonst hieß es: „Septemberwein – Herrenwein, Oktoberwein – Bauernwein!“ Die Bekämpfung der Schädlinge und Pilzerkrankungen im Weinberg ist abgeschlossen und nur zuweilen gilt es, noch ein Kräutlein, das heißt eine junge Anlage im ersten Jahr, vorsichtshalber zu spritzen. Sonst ist es üblich, möglichst wenig zwischen den Stöcken herumzugehen, um ja keinen Schaden an den Trauben anzustiften. Als ich einmal im September einem Weingärtner begegnete, der sich auf seine Haue stützend in den Weinberg hinausging, meinte dieser: „Hand se en Spaziergang gmacht?“ Ich sagte „ja“, denn es war auch so, aber ich fragte ihn, was er denn noch jetzt mit der Haue draußen im Weinberg schaffen wolle, da es doch nicht mehr nötig sei? Darauf entgegnete er mit einem verschmitzten Lächeln: „Wisset se, mr ka doch net ohne Hau rausgange, was würdet do d'Leit sage, ond manchmal ka mr vielleicht no irgend en Okrautbusch versetze oder raushacke müesse!“ Ich verstand ihn, und wir gingen auseinander.

Einige Wochen vor der Lese werden die Wengertschützen bestellt, meist jüngere Burschen aus dem Dorfe, zuweilen aber auch Arbeitslose. In diesem Jahr, als ich meine Berichte notierte, war es nicht nötig, Wengertschützen hinauszustellen, denn es gab schlechterdings auf der Neipperger Markung keine Weinberge zu hüten, da der Ertrag überhaupt nicht nennenswert war, zumal die Hauptweinberglage infolge des Frostes im Februar und späteren Hagelschlags vollständig ausgefallen war.

Zu Beginn der Weinberghut wurden auf dem Rathaus die wenigen Gegenstände, die zur Ausstattung der Wengertschützenhütte notwendig waren, abgeholt, hinausgeführt und die Schützenhütte zurechtgerichtet. Ein alter Ofen, auch ein Bett, eine Bank, ein Tisch und ein Stuhl durften nicht fehlen, und auch die Türe, die den Sommer über auf dem Rathaus war, wurde wieder angebracht. Der Eingang wurde mit Grünzeug geschmückt, mit Schlehen- und Hagebuttenzweigen. Auch Kürbisse wurden als Zierat verwendet, und an schönen Herbsttagen war es wirklich eine Freude, ein Wengertschütz zu sein. Eine Pistole

und eine Rätsche waren die äußerlichen Zeichen des Wengertschützen, und die Kinder trieben gerne ihren Spott mit ihm, wenn er ihnen zu nahe auf die Fersen kam:

„Wengertschütz – bodeknütz,
gehst die Stäfele uff ond ra,
zopfst die schönsten Beerle ra,
die grünen läßt er hange,
Vadder ond Mueder zanket!“

Nachdem die Vorlese durchgeführt war, das heißt, nachdem das Frühgewächs, das sich zuweilen noch zwischen den Stöcken befand, und das Faule ausgelesen war, wartete man je nach Wetter mit dem Beginn der eigentlichen Lese noch zu, denn je günstiger und sonniger das Herbstwetter, um so besser die Qualität des Weines.

War die Lese festgesetzt – früher durch Gemeinderatsbeschluß, jetzt durch die Genossenschaft –, so schossen die Wengertschützen den Herbst an. In der Frühe des festgesetzten Tages, zwischen 3 und 5 Uhr, kamen sie zusammen, um gemeinsam mit den benachbarten Wengertschützen den Herbst anzuschießen.

Die Ordnung der Lesenden im Weinberg ist beliebig. Aber eines war von ausschlaggebender Bedeutung: Der Weingärtner ging nicht im Alltagsgewand hinaus, er zog sich festlich an, denn es war ein wirklicher Fest- und Freudentag für ihn, den Segen des Herbstes nach all der sommerlichen Mühe zu bergen.

Für den Tagesbedarf wurde das Essen mitgenommen, und zwischen 11 und 12 Uhr wurde „Vesper“, das hieß in diesem Falle Mittag, gehalten. Bei warmem Wetter aß man kalt, bei kalter, frostiger Witterung wurde im G'stäffel oder in der Hütte aus alten Pfählen ein Feuer gemacht und Wurst und Getränke, meist Wein, angewärmt. Die Hauptmahlzeit wurde dann am Abend zu Hause eingenommen. Diese mußte reichlich sein, und nicht umsonst schlachteten vermögliche Weingärtner vor dem Herbst ein kleineres Schwein.

Keine Weinlese ohne Schießen. Immer wieder knallte es draußen in den Weinberghalden; Schwärmer und Frösche wurden angezündet und die Leserinnen dadurch erschreckt. Zimperlich durfte niemand sein, denn „es ging in den Herbst!“ Während der Lese wurde vielfach gesungen. Die alten Volkslieder wurden wieder aus der Erinnerung geweckt, aber auch neuere Lieder, die besonders von der Jugend gesungen wurden, waren zu hören. An ihre Stelle traten später Papierlaternen, und im nahen Meimsheim gibt es seit einigen Jahren ein eigentliches Laternenfest, bei dem die schönsten angefertigten Herbstlaternen mit Preisen bedacht werden.

Zuweilen kam auch der Wengertschütz in den Weinberg, in dem gerade gelesen wurde. Ein Vesper und einige Glas Wein bekam er vom Weingärtner, und dieser unterhielt sich mit dem Weinbergschützen über das Wetter, über den Weinertrag und ähnliche Dinge, wie sie nun einmal im Gesichtskreis eines richtigen Wengertschützen lebendig sind.

War die Lese beendet, so kamen die Weinkäufer, soweit der Wein nicht in der Genossenschaft gekeltert und gelagert wurde, um den Wein zu fassen und in die Städte zu bringen. Dieser freie Verkauf war besonders seit der Gründung der Weingärtnergenossenschaft in Brackenheim, in die der meiste Weinertrag nun geführt wurde, nahezu verschwunden.

So vorteilhaft diese neue Einrichtung für die Weingärtner war, so gewaltig war diese Einrichtung einschneidend für den Haushalt des einzelnen Weingärtners. Und so klagte mir ein Weingärtner aus Haberschlacht nicht ohne Grund: „Mr hand ebe koi Geld meh uf dr Hand, 'sraicht zu nex mehr! Früher hand mr em Herbst einkaufe könne, Maschene kaufe kenne, Hausrat kaufe kenne, aber jetzt mießet mr warte, bis mr jeden Monat ebbes von der Genossenschaft ausbezahlt bekommt!“ – „So, jetzt wisset se, wie's isch, wenn mr Gehaltsempfänger worde isch“, war meine Antwort.

War die Arbeit des Jahres zu Ende, war der Wein geherbstet, wurde Kerwe gefeiert. Besonders die Kinder freuten sich auf diese Festzeit, in der mit Essen und Trinken nicht

gespart wurde. Fröhlich sangen sie: „Wenn's Kerwe isch, wenn's Kerwe isch, no sticht mei Vadder en Bock, no danzt mei Mueder, no danzt mei Mueder, no waggelt ihr dr Rock!“

Kuchen wurden in jedem Haus gebacken, alle möglichen Sorten: Obstkuchen, Traubenkuchen, Käskuchen und Zwiebelkuchen. In den Wirtschaften herrschte Hochbetrieb, denn aus nah und fern kamen die „Kerwegäst“, und kein Handwerker durfte versäumen, an der Kerwe ins Dorfwirtshaus zu gehen und, soweit möglich, auch etwas zu spenden. An diesem Tage gab es Hasenbraten und Rehbraten, dazu war ein Schwein geschlachtet worden, und im Gasthaus, in der „Krone“, die über einen Saal verfügte, herrschte reger Tanzbetrieb. Kuchen wurde an diesem Tage seitens des Gastwirts gratis gespendet, und um so mehr sprachen die Gäste dem alten und neuen Wein zu, der jetzt gerade so recht räs war und auf der Zunge und im Gaumen besonders gut mundete. Gemeindeverwaltung und der Lehrer durften es nicht versäumen, an diesem Kerweabend in die Gasthäuser des Dorfes zu gehen, um mit der Dorfgemeinde am höchsten Fest, am Abschluß des arbeitsreichen Jahres, gemeinsam zu feiern.

Auch der Kerwemontag war vor dem Krieg noch ein Tag der Arbeitsruhe, und noch einmal traf man sich am Abend in den Gasthäusern.

Früher war es allgemein üblich, daß nach der Kerwe gedroschen wurde. Nachbarn und Verwandte halfen einander, und Munterkeit und Frohsinn herrschten bei den Dreschern, die die Flegel schwingen, wurde doch dabei dem Wein gründlich zugesprochen. Es war aber nicht besonders leicht, die Drescher, die den Roggen ausdroschen, damit das Stroh zum Heften im Weinberg verwendet werden konnte, unter einen Hut zu bringen, deshalb wurden bestimmte Verse dem Dreschtakt zugrunde gelegt:

Drosch man zu dritt, so hieß es: „Haut – d'Katz – ab!“

Zu viert: „Zieg – ers – Fell – ab!“

Zu fünft: „Schul – des – du – Zip – fel!“

Zu sechst: „E – bira – schnitz – ond – Spat – ze!“

War dann der Drusch beendet, so lautete der Schlußreim:

„Reiß dr Katz de Schwanz raus! Reiß en aber net ganz raus! Laß au no en Stompe stehe, daß mr kann spaziere gehe!“

Der letzte, der den Schlag tat, war der „Moggel“. Mit einem gemeinsamen kräftigen Mahl, der „Flegelhenke“, wurde die Dreschzeit beendet. Heute ist an Stelle des Flegels die Dreschmaschine getreten, aber auch heute noch muß der Roggen von Hand gedroschen werden, damit das Heftstroh verwendet werden kann. Wie dies aber im Zeitalter des „Mähdreschers“ noch möglich ist, entzieht sich meiner Kenntnis!

Abschließend seien noch einige Redensarten, die früher gebräuchlich waren, erwähnt:

„Onderm Disch isch au en dr Stuwe!“

„Der raucht wie e lombicher ofe!“

„Der sengt wie e Sack voll Milchsäule!“

„Der lefft wie en Salzbott!“

„Der hot Füeß wie e Rewestengele!“

„Der schnarcht wie e Nescht voll Igel!“

„Der schoht en seine Schuh dren wie d' Goiß em Melichkiwel!“

„Weider wie he ben i net!“

„Der hengt d' Auche raus wie en klopfter Has!“

„Der lacht wie en frisch verheirateter Maiekäfer!“

„Halt dei Schnebber, wann d' nix woisch!“

Anmerkung

Der vorliegende Beitrag ist das Manuskript eines Vortrages anläßlich der Jahreshauptversammlung des Zabergäuvereins am 20. Oktober 1985 in Neipperg.

Das Mauer-Glaskraut, *Parietaria judaica* L. — ein bemerkenswertes Pflanzenvorkommen in Lauffen

von Tilman von der Kall

Bei der Führung durch die Stadt Lauffen, die unser Verein zur Hauptversammlung am 17. Oktober 1982 durch Stadtarchivar Kies erhielt, fiel einer Gruppe der Teilnehmer eine unbekannte, entfernt nesselähnliche Pflanze auf. Sie wuchs, zu dieser Jahreszeit noch massenhaft auftretend, zwischen Steinfugen am Rand der Gassen und Fußwege von Lauffen-Stadt und Lauffen-Dorf wie auch am Fuß der Stadt- und Weinbergmauern des Neckarhangs von Lauffen-Stadt. Vom Verfasser wurde die Unbekannte später bestimmt als das Mauer-Glaskraut, *Parietaria judaica*, eine botanische Besonderheit unserer Heimat.

1. Beschreibung und Lebensweise der Pflanze

Das Mauer-Glaskraut ähnelt in der äußeren Erscheinung nesselartigen Pflanzen, auch Bingelkräutern und Gänsefüßen, die zum Teil auf denselben Standorten zu finden sind, unterscheidet sich hiervon aber bei näherer Betrachtung, auch ohne exakte Bestimmung, erheblich.

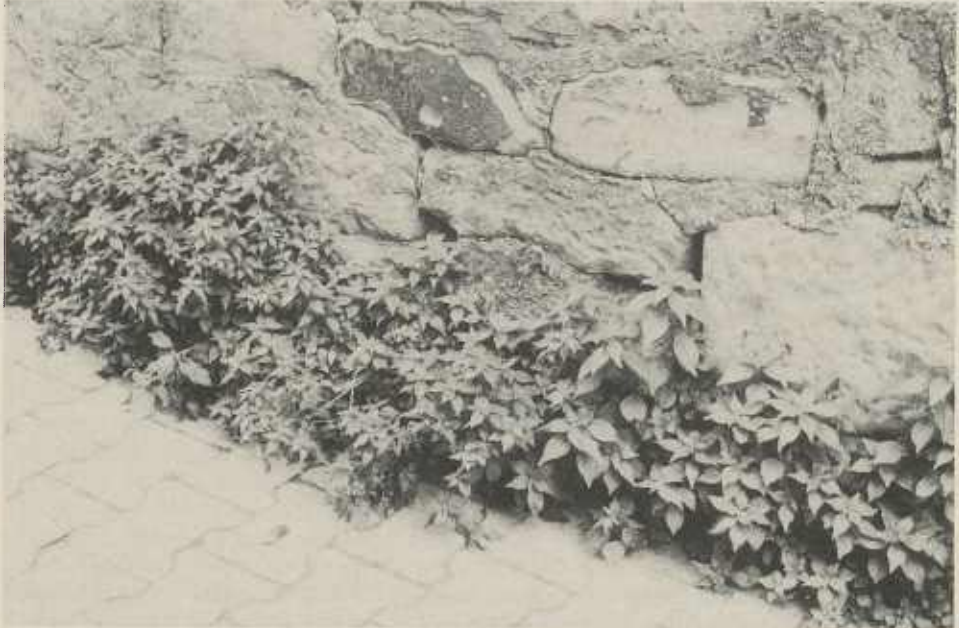
Die Blüten sind unscheinbar, grün, teils zwittrig, teils rein weiblich und bilden auffallende, kleine Knäuel in den Blattwinkeln.

Die Blätter sind gestielt, nach vorn und hinten zugespitzt, doch ist die eigentliche Spitze „stumpf“. Die Blattstellung ist wechselständig.

Der Trieb ist stark ästig, besonders an der Basis.

Das Mauer-Glaskraut in Lauffen am Neckar

Foto: Posovszky



Die Pflanze wächst und blüht von Mai bis Oktober, an milden Spätjahren wohl noch länger. Sie hat kleine glänzende Samen, die vor allem durch Ameisen verbreitet werden. Der oberirdische grüne Sproß stirbt bei eintretendem Frost ab. Die Überwinterung der Pflanze wird durch einen kurzen vielköpfigen Wurzelstock gesichert, aus dem in nächsten Frühjahr mehrere grüne Sprosse wieder hervortreiben. Der Wurzelstock sichert der Pflanze auch das Überleben im Lauf der sommerlichen Vegetationsperiode, wenn der Sproß zertreten wird – ein sicher häufiges Ereignis.

Das auffallend geschlossene Massenaufreten des Mauer-Glaskrauts hat wohl drei Ursachen:

- Samenbildung von Mai bis Oktober und Verbreitung durch Ameisen,
- Überlebenssicherung der Einzelpflanze mit Hilfe des Wurzelstocks,
- starke Verzweigung des Sprosses.

2. Pflanzensystematische Einordnung, Nomenklatur (nach Hegi)

Das Mauer-Glaskraut gehört zur Familie der Brennesseln. Diese ist in den Tropen mit mehreren hundert Arten vertreten, bei uns nur mit wenigen, die der bekannten Gattung der Brennessel und der Gattung Glaskraut angehören. Dem Glaskraut fehlen die für die Brennessel charakteristischen Brennhaare.

Innerhalb der Gattung Glaskraut unterscheiden wir zwei in Deutschland vorkommende Arten, das hier behandelte Mauer-Glaskraut und das – ebenfalls seltene – Aufrechte Glaskraut, *Parietaria officinalis* L., dem die starke Verzweigung des Mauer-Glaskrauts fehlt. In allen übrigen Merkmalen sind sich beide Arten so ähnlich, daß manche Botaniker das Mauer-Glaskraut als eine auf Mauerstandorte spezialisierte Form des Aufrechten Glaskrauts ansehen.

Der deutsche Name Glaskraut sagt möglicherweise, daß die Pflanze früher zum Reinigen von blinden Gläsern benutzt wurde. Der lateinische Gattungsname *Parietaria* ist ein Hinweis auf das Vorkommen der Pflanze an Wänden (*paries*=Wand). Warum Linné dieser Pflanze den lateinischen Artnamen *judaica* gab, ist nicht bekannt.

Namenssynonyme sind

- deutsch: beim Gattungsnamen Glasschmelz, beim Artnamen Verzweigtes, Ästiges, Ausgebreitetes Glaskraut,
- lateinisch: *Parietaria ramiflora* Moench, *P. diffusa* Mert et Koch.

3. Verbreitung

Nach Oberdorfer (1979) hat das Mauer-Glaskraut eine mediterran-atlantische Verbreitung. Innerhalb Deutschlands werden als Gebiete seines Vorkommens genannt das Neckartal von Lauffen bis Mannheim, Bad Mergentheim, eventuell Passau sowie das Gebiet von Mittelrhein-Mosel, Hessen und Niedersachsen. Die deutschen Vorkommen bilden die Ostgrenze des westeuropäischen Verbreitungsgebiets.

Innerhalb Württembergs kam zu Beginn dieses Jahrhunderts nach Hegi das Mauer-Glaskraut in Bad Mergentheim, Vaihingen, Lauffen und Heilbronn vor. In der neuen Arbeit von Seybold (1977) ist es in Lauffen und Stuttgart registriert. Das Heilbronner Vorkommen konnte vom Verfasser inzwischen wieder bestätigt werden.

4. Vergesellschaftung und Standortansprüche (nach Oberdorfer)

Das Mauer-Glaskraut bildet als sogenannte Charakterart eine eigene Gesellschaft, die Mauerglas-Flur, lateinisch *Parietarium judaicae* Arènes 28 corr.; diese ist ein Teil der nordmediterranen Mauerunkrautgesellschaften.

Die Mauerglas-Flur ist in Lauffen häufig an den Füßen von alten Weinbergmauern zu finden, besonders auffallend aber sind die Vorkommen an den Rändern der Gassen und Wege mit Kopfsteinbefestigungen oder sonstigen Steinplatten mit geringen Zwischenräumen, die einen feuchten, stickstoffreichen, oft abwasserdurchsickerten Standort bilden (vgl. auch die Abbildung). Das Weinbauklima sichert der Pflanze die notwendige Wärme, die Nachbarschaft des Neckars schützt vor gefährlichen Frösten.

5. Herkunft, Geschichtliches, Maßnahmen zur Erhaltung

Nach einer Vermutung bei Hegi ist das Mauer-Glaskraut zusammen mit anderen mediterranen Pflanzen aus dem mittleren Frankreich über das Moseltal rhein- und neckaraufwärts gewandert.

Ebenfalls bei Hegi wird die Überlegung vermerkt, das verwandte Aufrechte Glaskraut sei wegen seiner harntreibenden Wirkung von den Römern als Heilpflanze in unseren Raum gebracht worden; hiervon habe sich das Mauer-Glaskraut nach Verwilderung vom Aufrechten Glaskraut als verzweigte, an Mauern angepaßte Standortsform abgesondert.

Schließlich besteht die Überlegung, daß die Mauer-Glaskrautbestände ein römisches Siedlungsrelikt seien (nach Oberdorfer, 1977), auch die von Lauffen?

Heute ist die unscheinbare, zähe Pflanzenart aus unserem Gebiet fast verschwunden. Der Verbreitungsrückgang ist erkennbar und wohl vor allem zivilisationsbedingt. Jede Erneuerung des Straßenbelags, auch die Beseitigung von Weinbergmauern stört und zerstört die Standorte, auf denen sich das Mauer-Glaskraut gegen die Konkurrenz anderer Pflanzen durchsetzen kann. Es befindet sich daher in der „Roten Liste“ der gefährdeten Pflanzen (Harms, H., Philippi, G., Seybold, S., 1983).

Der Stadt Lauffen bleibt zu wünschen, daß sie ihre Straßenbau- und Unterhaltungsmaßnahmen in Dorf und Stadt weiterhin schonend durchführen kann. Baden-Württemberg braucht dann nicht zum weißen Gebiet dieser Pflanze zu werden.

Literaturhinweise

Harms, K. H., Philippi, G., Seybold, S., (1983): Verschollene und gefährdete Pflanzen in Baden-Württemberg, Beiheft Nr. 32 zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, Karlsruhe.

Hegi, G. (o. J.): Illustrierte Flora von Mitteleuropa, Bd. III, München

Oberdorfer, E. (1977): Süddeutsche Pflanzengesellschaften, Teil I, Stuttgart, New York.

Oberdorfer, E. (1979): Pflanzensoziologische Exkursionsflora, Stuttgart.

Seybold, S. (1977): Die aktuelle Verbreitung der höheren Pflanzen im Raum Württemberg, Beiheft Nr. 9 zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, Karlsruhe.

„Sottiche hot mr früher neizackert!“

*Von Zeugen, Untergängern und Stangenschießern
Wer Grenzsteine versetzte, wurde lebendig begraben*

von Elke R. Evert

Es war Anfang der 1960er Jahre, als überall im Lande von einem alten Vermessungsbrauch Abschied genommen wurde, der allerdings im Zabergäu nur etwas über zwanzig Jahre alt wurde. Die Rede ist von sogenannten „Zeugen“, seltsame kleine Plättchen aus gebranntem Ton, mal rechteckig, mal rund, mal dreieckig, auf die man im Zeitalter von Grundbüchern, Flurkarten, trigonometrischen Punkten in der Landschaft und vor allem der immer beherrschender werdenden Luftvermessung endgültig verzichten kann.

Was aber sind Zeugen? Vermutlich geht das Zeugenwesen, also die Sicherung der Grenzpunkte, bei uns auf das 18. Jahrhundert zurück, als die Leibeigenschaft aufgehoben und die Bauern Eigentum an Grund und Boden bilden konnten. Grenzsteine wurden gesetzt, und damit diese Grenzsteine vom Nachbarn nicht bei Nacht und Nebel heimlich zu seinem Vorteil versetzt werden konnten, legten die sogenannten „Untergänger“ nochmals in 70 Zentimeter bis ein Meter Tiefe unter den Grenzstein die „Zeugen“. Eben besagte rot- bis schwarzbraune, glasierte und unglasierte Tonplättchen, wobei die ersten Zeugen vermutlich Glasscherben waren, später Backsteine und zerbrochene Dachziegel.

Die Verzierung in Form von Stempeln, Wappen und Buchstaben, also das, was man die Zeugenkunst nennen kann, entwickelte sich erst nach dem ersten Weltkrieg, und das Zabergäu zählte zu den Landstrichen, in denen diese Kunst einheitlich und sehr verspätet erst in den Jahren 1935/36 eingeführt wurde. Den verzierten Tonzegen war auf der ganzen Welt nur ein relativ kurzes Dasein beschieden, da die ohnehin nur rund 200 Jahre alte Vermessungstradition nach 1960 unweigerlich zum Aussterben verurteilt war, nachdem man die Sicherung der Grenzpunkte und damit das Zeugenwesen durch moderne Techniken ersetzen konnte.

Um so mehr Bedeutung wurde dem Zeugenwesen in den vergangenen zwei Jahrhunderten zugewiesen, und jeder Untergänger hatte seine eigene, ganz persönliche Methode, wie und in welchen Abständen er seine Zeugen im Boden vergrub. Vorher allerdings mußten der Geometer und seine Meßgehilfen die Grundstücke vermessen und die Grenzpunkte festlegen. Der Volksmund nannte die Meßgehilfen „Stangenschießer“, weil sie bei der Vermessung der Grundstücke die rot-weißen Fluchtstäbe von entweder zwei oder fünf Metern Länge richtiggehend auf der Erdoberfläche zu ihrem Kollegen geschossen haben. Zeit war eben auch damals schon Geld! Waren die Grenzpunkte auf diese Art und Weise festgelegt, so schickte der Untergänger den Geometer samt seinen Stangenschießern weg, damit ja keiner sehe, wo und nach welchem ganz persönlichen Muster die Zeugen im Erdreich vergraben werden. Das individuelle Zeugenlegen war das bestgehütetste Geheimnis des Untergängers und wurde erst auf dem Sterbebett an den Nachfolger weitergegeben.

Wer kennt sie nicht, die schaurigen Sagen von geisternden Frevlern, die nach ihrem Tode keine Ruhe finden und angeblich mit dem Kopf unter dem Arm nächstens zur Geisterstunde über ein und denselben Acker gehen müssen? Der Sage nach sind es die Geister von Grenzsteinversetzern, die sich zu ihren Lebzeiten auf unrechtmäßige Art und zum Schaden ihres Nachbarn an Grund und Boden bereichern wollten. Wenn nun der betrogene Nachbar dem Grenzsteinversetzer mit der Zeit auf die Schliche kam, weil er merkte, daß sein Acker Jahr für Jahr um eine oder zwei Furchen schmaler wurde, so wandte er sich nicht etwa an ein ordentliches Gericht, sondern an das Untergangengericht, das eigens für derartige Streitfälle zuständig war.

Wie schon der Name sagt, waren es die Untergänger, die hier die Gerichtsbarkeit ausübten und die berechtigt waren, grausame und entsetzliche Strafen auszusprechen. Konnte das

Untergangsgericht anhand der ausgegrabenen Zeugen die Schuld eines Angeklagten, den Grenzstein zu seinen Gunsten versetzt zu haben, nachweisen, folgte erbarmungslos eine drakonisch-tödliche Strafe: Der Missetäter mußte eigenhändig an Ort und Stelle ein Loch graben, das so tief war, daß er selbst aufrecht bis zum Hals darin stehen konnte. Die Meßgehilfen schaufelten das Loch, aus dem nur noch der Kopf des armen Sünders herausragte, wieder zu, der betrogene Nachbar spannte ein und pflügte seinem rechtskräftig verurteilten Widersacher mit der Pflugschar den Kopf ab.

Gelegentlich verfiel man auch noch auf eine umgekehrte Variante der Grausamkeit: Man steckte den Ackerdieb mit dem Kopf nach unten ins Erdreich, ließ die Beine herausragen und pflügte diese ab.

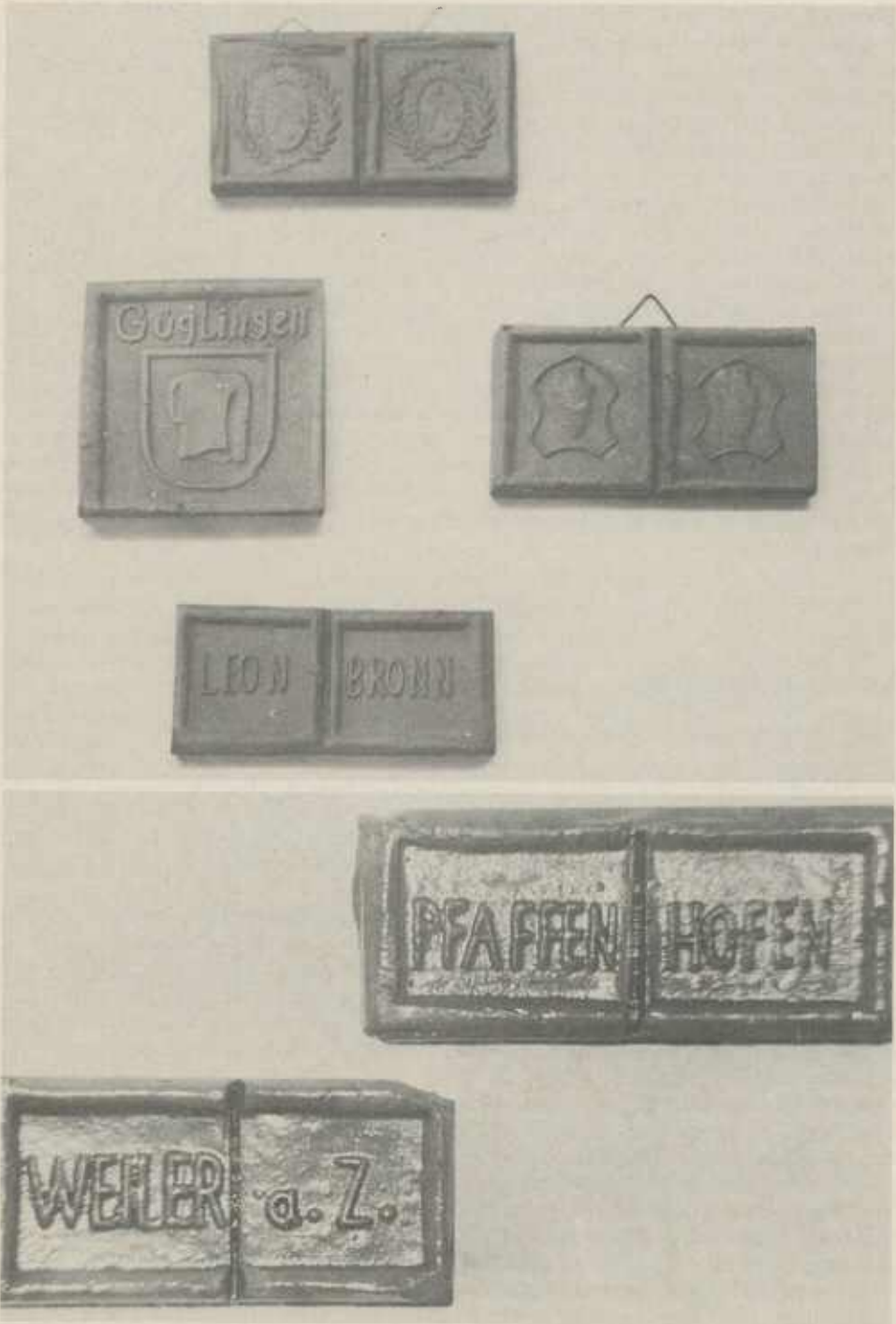
Wer also noch heute da und dort im ländlichen Raum den derben Satz hört: „Sottiche hot mr früher neizackert“, mit dem manche Bauern gelegentlich das Fehlverhalten eines lieben Mitmenschen kommentieren, darf gewiß sein, daß dieser in seiner Brutalität kaum zu überbietende Ausdruck keinesfalls einer irren Phantasie entspringt, sondern seine authentischen Wurzeln in den unmenschlichen Todesurteilen des Untergangsgerichts hat. Milde Nachsicht für eine unbeabsichtigte Ungeschicklichkeit kannte dieses Gericht anscheinend überhaupt nicht: Kam nämlich ein Bauer beim Pflügen einmal versehentlich an einen Grenzstein, stieß ihn um oder rückte ihn schief, so wurde dieses Versehen nicht etwa als läßliche Sünde stillschweigend übergangen, sondern als ein schweres Vergehen mit dem Abhacken der beiden Hände geahndet, die den Pflug führten.

Das Eigentum war eben nach Beendigung der Leibeigenschaft der Bauern höchstes Gut und Existenzgrundlage für die Familien. Da es noch kein Grundbuch gab, war man allein auf die Grenzsteine angewiesen. Alles war im Grunde auf Treu und Glauben aufgebaut. Die einzige Kontrollfunktion kam den kleinen Scherben oder Tonplättchen zu und natürlich den ehrenwerten Herren Untergängern. Damit wird verständlich, warum Grenzsteine versetzen eines der schlimmsten Verbrechen und gleichzusetzen war mit Mord.

Erst im Jahre 1868 wurde mit dem ersten württembergischen Gerichtsverfassungsgesetz das Untergangsrecht abgeschafft, das heißt, es wurde an ein ordentliches Gericht abgetreten. Doch die Untergänger selbst agierten nach wie vor bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts und stiefelten im schwarzen Frack und Zylinder über die heimatlichen Äcker. Ab dem Beginn unseres Jahrhunderts bis zum Ende des Zeugenwesens um 1960 freilich gaben sie sich weniger feierlich und versahen ihr wichtiges Amt in normaler Arbeitskleidung.

Wohl haben bereits die Babylonier ihre Grundstücke dem Schutz der Götter anvertraut und sorgsam auf die Grenzen geachtet, so daß die Frühform des Zeugenwesens sicherlich bis ins Altertum zurückreicht, doch in Deutschland haben in den vergangenen 200 Jahren beileibe nicht alle Länder verzeugt. In Hessen beispielsweise war es nur der südliche Landesteil, Preußen verzeugte ebenfalls nur teilweise, ebenso das südliche Elsaß und Vorarlberg. Einige der letzten Kreise, die bis 1960 verzeugt haben, waren die Landkreise Schwäbisch Gmünd, Calw und die Sauerkrauthochburgen auf den Fildern.

Obwohl das Zeugenwesen schon weit über ein Jahrhundert alt war, wurde es erst im Jahre 1871 im Deutschen Kaiserreich reichseinheitlich eingeführt, und die erste reichseinheitliche Vorschrift zur Zeugenpflicht erschien 1899, nachdem vier Jahre zuvor in Württemberg eine Dienstanweisung für Untergänger erlassen wurde, die nicht nur deren Tätigkeit vereinheitlichte und ihre Rechte festschrieb, sondern auch die Pflichten regelte. Wie viele Zeugen brauchte nun eine Gemeinde? Auch diese Frage konnte im Grunde nur der Untergänger beantworten, denn es war ihm allein überlassen, wie viele der kleinen, mal mit dem Wappen, mal mit dem Ortsnamen oder mit sonstigen Gravuren verzierten Tonplättchen er im Erdreich verschwinden lassen wollte. Doch die Gemeinden waren verpflichtet, die vom Untergänger angegebene Anzahl auf eigene Kosten anzuschaffen. Meist waren die örtlichen Ziegeleien die Zeugenlieferanten, die ihr Produkt recht wohlfeil verkauften und dabei doch noch ein willkommenes Zubrot hatten: In den dreißiger Jahren beispielsweise kostete ein Zeuge ganze drei Pfennige – doch heute mag er für einen



„Zeugen“ aus dem Zabergäu.

Ohne Nennung der Ortsnamen ganz oben Dürrenzimmern und darunter Nordheim

Fotos: Peter Wark

Sammler, von denen es in Baden-Württemberg drei namhafte gibt, deren Zahl aber gerade in letzter Zeit ständig steigt, gut und gerne das Hundertfache wert sein. Voraussetzung ist allerdings, daß es sich um einen seltenen Zeugen handelt. Das Tauschwesen blüht, und was selten ist, bestimmt nicht etwa Größe und Bedeutung von Stadt und Gemeinde, sondern der bedauerliche Umstand, ob eine Gemeinde ihre Zeugen aufbewahrt oder etwa – wie beispielsweise Cleeborn – auf den Schuttplatz gekippt hat. Andere Zabergäugemeinden wiederum, darunter Güglingen, lagerten ihre ausgedienten „Zeugen der Vergangenheit“ achtlos unter der Rathaustrampe oder im Feuerwehrmagazin. Jedermann hatte Zutritt, und deshalb ist die Dutzendware heutzutage unter Sammlern kaum einen Pfifferling mehr wert. Von Brackenheim ist seltsamerweise weder auf den Vermessungsämtern noch in Sammlerkreisen je ein Zeuge aufgetaucht.

Wie man von den Vermessungsämtern hört, wird in letzter Zeit ein regelrechter Kult mit den kleinen Tonplättchen getrieben, und mancher Liebhaber greift für seine neuerwachte Sammelleidenschaft oftmals recht tief in die Tasche, um einen besonders begehrten Zeugen zu ergattern. Wichtig allerdings wäre, wenn die Sammler ihre Schätze gelegentlich auch zeigen und sie entweder im Rahmen ortsgebundener Heimatausstellungen präsentieren oder sie aber dem Landesvermessungsamt als Leihgaben zur Verfügung stellen würden, damit dieses einmal mit einer umfassenden Zeugenausstellung an die Öffentlichkeit treten könnte. Dadurch könnte verhindert werden, daß das bereits ausgestorbene Zeugenwesen als einst wichtiger Bestandteil unserer Kulturlandschaft vollends in Vergessenheit gerät.

Vereinsmitteilungen

Ausschußsitzung am 17. Februar 1986

Der Ausschuß des Vereins traf sich am 17. Februar 1986 zu seiner ersten Sitzung nach der Jahreshauptversammlung 1985. Dr. Tilman von der Kall konnte dazu 12 Mitglieder begrüßen, die übrigen Damen und Herren waren erkrankt oder wegen anderer Verpflichtungen verhindert. Relativ schnell konnten die Punkte Jahreshauptversammlung 1986 und Halbjahresveranstaltungen abgehandelt werden.

Für Samstag, den 10. Mai 1986, 14.00 Uhr, wurden Mitglieder und Freunde nach Häfnerhaslach eingeladen. Nach Cleeborn zur Hauptversammlung will der Verein am 12. Oktober 1986 gehen. Vormittags ist ein Gang durch den Ort und um die Burg Magenheim vorgesehen, den Nachmittagsvortrag wird Rektor a. D. Hermann Krauß, unterstützt von Reallehrer Gerd Hofmann, gestalten zum Rahmenthema: Vertreibung, Aus- und Umsiedlung und Wiedereingliederung, aufgezeigt an persönlichen Schicksalen Güglinger Heimatvertriebener und Flüchtlinge.

Längere Diskussionen gab es um den Punkt „200 Jahre Zabergäuverein – 800 Jahre Güglingen“ im Jahre 1988. Erfreut zeigte sich Bürgermeister Volk, als die klare Bekundung Nicht-Güglinger Ausschußmitglieder kam: Der Zabergäuverein wird sein Jubiläum im Rahmen des Stadtjubiläums Güglingen begehen. Die Zusage des Bürgermeisters, daß Vorstandsmitglieder des Vereins in den Festausschuß mit hereingenommen werden und daß dort in absehbarer Zeit Näheres besprochen wird, war für die Mitglieder des Ausschusses wiederum Bestätigung für die Anerkennung durch die Stadt Güglingen.

Unter dem Punkt „Verschiedenes“ befaßte man sich weiter mit dem Thema Bilddokumente über Jahres- und Halbjahresveranstaltungen des Vereins. Erfreulicherweise erklärte sich Hobbyfotograf und Ausschußmitglied Otto Papp bereit, bei künftigen Veranstaltungen zu fotografieren, Bilder zu sammeln und diese etwa in Form eines Diavortrages einem größeren Kreis zugänglich zu machen.

Diskutiert wurde weiter über die Berichterstattung der „Heilbronner Stimme“ aus Anlaß der Jahreshauptversammlung 1985. Man war über den ersten Artikel, der nur auf einen engbegrenzten Bereich des gesamten Tagesablaufs einging, enttäuscht. Als unsachgemäß wurde die Überschrift „Dem Zabergäuverein geht die Luft aus“ empfunden. Ein heikles Thema unter „Verschiedenes“, das bereits zu Beginn der Sitzung erörtert wurde, war der Kassenstand. Kassenverwalter Otto Papp trug vor, daß nach seinen Erhebungen man 1986 wohl um Rückgriffe auf die finanziellen Reserven des Vereins nicht herumkomme. Die Erhöhung des Jahresbeitrags von 20, – DM auf 25, – DM reiche wohl kaum aus, um die längst überfälligen Kostensteigerungen für das Drucken der Hefte aufzufangen. Ob der Verkauf älterer Hefte, verstärkte Werbung in örtlichen Mitteilungsblättern oder die Erstellung von Doppelheften Abhilfe schaffen können, wurde diskutiert. Zu einem späteren Zeitpunkt, wenn konkrete Zahlen vorliegen, wird erneut darüber zu sprechen sein.

Zum Schluß wurde als Termin für die nächste Ausschußsitzung der September 1986 festgelegt, es sei denn, besondere Gründe erfordern eine frühere Zusammenkunft.

Horst Seizinger

Buchhinweis

Unter dem Titel „Z A B E R G Ä U. Eine Landschaft erzählt Geschichten“ ist im Salzer-Verlag Heilbronn ein Buch aus der Feder von Irmhild Günther erschienen. In liebevoller Aufmachung führt die Verfasserin den Ortsfremden wie auch jeden anderen mit unserer Heimat Vertrauten in den Teil der Heimatkunde ein, welcher ebenso selbstverständlich wie die Beschreibung von Wirtschafts- und Verkehrsverhältnissen zum Erscheinungsbild des Zabergäus gehört, ohne daß er immer auch gleich wissenschaftlich faß- und meßbar wäre. Das Buch geleitet in jene Rand- und Grenzgebiete von Traditionen, Sagen, Legenden, Burgen, Schlössern, Klöstern, Ruinen, Steinbrüchen, Kirchen und Kapellen, Steinkreuzen, Einzelgestalten, Geistern und Gespenstern und tragischen Liebesgeschichten – also in die so oft geheimnisvoll-lebendige Zone, welche sich der strengen Historie mitunter verschließt. Frau Günther greift auch zurück auf Theodor Bolays „Sagen aus dem Zabergäu“ sowie auf Veröffentlichungen des Zabergäuvereins. Es ist dabei eine Abfolge von fast 50 Kleinkapiteln zusammengekommen. Beim Durchlesen spürt man, daß die Verfasserin sich in der jeweils dazugehörenden Literatur sehr aufmerksam umgesehen hat. Es ist also ein modernes Buch über alte Dinge aus der Sicht von heute entstanden, welches jedem Heimatfreund bestens empfohlen werden kann. Das Vorwort schrieb Henry Makowski, Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft beruflicher und ehrenamtlicher Naturschutz.

Hermann Krauß

Anschriften der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Theodor Bolay, Rektor i. R., Panoramastraße 71, 7144 Asperg

Elke R. Evert, Journalistin und Redaktionsmitglied der „Marbacher Zeitung“, Wunnensteinstraße 8, 7142 Marbach a. N.

Dr. Tilman von der Kall, Forstdirektor, Heilbronner Straße, 7129 Güglingen

Titelbild:

*Weinlese in Neipperg um 1930
Vorlage: Theodor Bolay*

Herausgeber: Zabergäuverein
Sitz: 7129 Güglingen
Schriftleitung:
Dr. Wolfram Angerbauer
Kreisarchivar beim
Landratsamt Heilbronn
Telefon:
dienstlich (07131) 63 53 57
privat (07131) 7 95 93 und (07073) 66 94
Jahresbeitrag: 25,- DM
Girokonto: 005 781599 bei der
Kreissparkasse in Brackenheim
Gesamtherstellung:
Georg Kohl GmbH + Co
Druck + Organisation
7129 Brackenheim